



Die Ausbildung eines reichen Gefühlsspektrums geschieht allein oder in der Gruppe, auf jeden Fall aber über das Buch – Bürgertöchter beim Vorlesen aus Goethes *Werther*, 1870 gemalt von Wilhelm Amberg (Freies Deutsches Hochstift).

Christian Reidenbach

Vom literarischen Verstehen zum Datenmanagement

Über das Lesen im digitalen Zeitalter

Die digitale Revolution verändert unser Leseverhalten radikal. Dass Texte uns heute immer weniger in Buchform begegnen, dass sie vielmehr online abgerufen und in einem elektronischen Endgerät dargestellt werden, hat Konsequenzen nicht nur für die Präsentation von → Content, sondern auch für die Art, wie Leser ihn verarbeiten. Bemerkbar machen sich die Auswirkungen gerade auch im Literaturunterricht.

Einen Skeptiker kann man daran erkennen, dass er zu einem Gegenstand, den er gerade kritisch untersucht, eine immer neue Distanz einnehmen muss. Er tritt nahe an ihn heran, er verweilt, schließlich tritt er wieder drei Schritte zurück und legt den Kopf schief. Sein Nähebefund wird von der neuerlichen Betrachtung aus der Entfernung möglicherweise widerlegt oder hinterfragt. Das erschwert das Verständnis und vertieft es zugleich. Ein Skeptiker ist gründlich. Er lässt sich Zeit, ehe er urteilt.

Die positiven Wissenschaften der Neuzeit reagieren auf die skeptische Herausforderung, indem sie ihre Objekte in Experimentalsystemen, etwa zwischen den zwei Glasplatten eines Mikroskops, arretieren, um eindeutige (wenngleich falsifizierbare) Ergebnisse zu

→ Content

Mit dem Begriff „Content“ werden alle webfähigen Inhalte benannt – Gebrauchstexte, literarische Texte, aber auch Bilder und Videos. Charakteristisch ist, dass Content unabhängig von einem materiellen Träger (etwa Papier oder fotografischer Film) verwendbar ist und dass er – im Unterschied zu Texten, die in Programmiersprache verfasst sind – über einen repräsentierten Inhalt verfügt.

generieren. Die Stillstellung gestattet es, den Gegenstand zu vermessen und ihn in Daten darstellbar zu machen. Blaise Pascal, der Autor der *Pensées*, beneidet Mitte der 1650er Jahre auch die Bildkünste um die Möglichkeit, dem Betrachter mit dem Perspektivpunkt eine konkrete Stelle zuzuweisen, von der aus ein optimales Erfassen der gezeigten Wirklichkeit möglich wird.

Es gibt nur einen einzigen unteilbaren Punkt, der der richtige Ort ist, die anderen sind zu nah, zu weit, zu hoch oder zu niedrig. In der Malkunst weist ihn die Perspektive zu. Aber wer wird ihn auf dem Gebiet der [...] Moral zuweisen? (PASCAL 2000, S. 547)

Die zentralperspektivische Organisation eines Gemäldes geht als Augentäuschung durch, sobald sich der Betrachter an der rechten Stelle positioniert. Für ein umfassendes, weil abschließendes Urteil in Dingen der Moral und der Lebensführung (und dazu mag auch der Roman im Sinne eines Sittenbildes gehören) gibt es hingegen keinen optimalen Standpunkt. Die Widersprüche der menschlichen Natur lassen sich wie die abgründigen Mehrdeutigkeiten eines literarischen Werks nicht dem einen, dem synthetisierenden Blick unterwerfen. Das Subjekt der Neuzeit ist nicht datifizierbar. Pascal, dessen Schreiben an der logischen Klarheit der Geometrie geschult ist, vermisst ausdrücklich die Eindeutigkeit der Perspektive. Wenn er sich an die Niederschrift seiner *Pensées* macht, dann spiegelt sich die Unabschließbarkeit des Versuchs, die Natur des Menschen zu erfassen, im fragmentierten Schreibformat, das er dabei wählt: Er schreibt auf kleine Zettelchen und heftet sie mit Fäden zusammen. Wo es um die literarische Vermittlung des Menschen und seinen Charakter geht, ist die Urteilsfindung unabschließbar, scheint alles Verständnis bruchstückhaft und die Möglichkeit eines Missverständnisses niemals ausgeschlossen.

Was für den einen ein Fluch ist, mag dem anderen als Segen erscheinen: Wir zählen es heute zu den emanzipierenden Aspekten der sogenannten schönen Literatur (die im Übrigen zu Lebzeiten Pascals erst im Entstehen begriffen ist), dass sie normierter Distanzen und abschließender Urteile nicht bedarf. Zwar muss der Leser, um das Geschriebene entziffern zu können, in einen Abstand zum Buch treten, der in der Regel eine halbe Armlänge nicht überschreitet. Doch hat das bessere oder schlechtere Erkennen der Schrift (sie ist hier zunächst einmal als Medium gemeint und noch nicht in ihrer ästhetischen Dimension) kaum Konsequenzen auf die Wirkung des Gelesenen. Nähen und Fernen entstehen vielmehr im übertragenen Sinne: durch den Grad an Überschneidungen in Sachen Weltwissen und Erfahrungsfülle zwischen Leser und buchvermittelter Wirklichkeit. Die → hermeneutische Erfahrung beruht gerade darin, einen Text auf der Basis kontinuierlicher Wissenszuwächse immer aufs Neue zu befragen, quasi aus den verschiedenen Stadien des Lebens- als Selbstbildungsparcours immer wieder zu ihm zurückzukehren und im Abgleich mit einem reicheren persönlichen oder



Unter der → **Hermeneutik** versteht man ein wichtiges Verfahren der Interpretation. Der Interpret eines Textes befragt ihn, bis sein Sinn zutage tritt. Dieser Vorgang ist nicht abschließbar, da ein Text immer neue Sinnschichten offenbart. So bleiben Text und Leser in einem beständigen Gespräch, bei dem der Leser mit den Sinn Dimensionen wächst, die er im Text freilegt.

Illustrationen: Hani Akkil

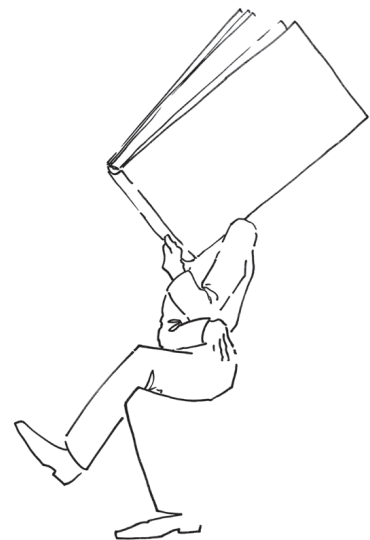
historischen Erfahrungshorizont im Vertrauten ein bisher Unbekanntes herauslesen zu können. Die Qualität eines literarischen Textes bemisst sich entsprechend an seiner Fähigkeit, diesen erweiterten Lesebereitschaften gewachsen zu sein.

Fünf Phasen der Lesekultur

Nun unterliegt das Lesen als Kulturtechnik in ähnlicher Weise historischen Wandlungsprozessen wie das Schreiben. Der sich von der Außenwelt abkapselnde Romanleser wie überhaupt das stille Lesen sind die relativ jungen Errungenschaften einer bürgerlichen Revolution der Lektüre um 1800 (SCHÖN 1987). Die Blütezeit des Lesens fällt in diese Epoche, deren emphatisches Verhältnis zur Literatur man heute vergebens sucht. Der Soziologe Andreas Reckwitz unterscheidet fünf historische Phasen der Lesepraxis: 1. Während der langen Periode der mündlichen Tradierung von Epen (etwa über die → Rhapsoden der Antike) sind die Texte auf sogenannte mnemotische Elemente, d. h. auf Wiederholungen und wiederkehrende Muster angewiesen, die es erleichtern, sie im Gedächtnis zu speichern. 2. Die Einführung der Schrift entlastet von diesen Wiederholungsfunktionen, zugleich ermöglicht sie es, das, was aufgeschrieben wird, zu reflektieren und sich von ihm, etwa wenn es sich um eine Beschreibung der jeweiligen politischen oder historischen Gegenwart handelt, zu emanzipieren. In dieser zweiten Phase sind Bücher freilich ein seltenes und kostbares Gut; wer lesen kann, gehört einer winzigen Minderheit an. 3. Die dritte Phase setzt mit der Erfindung und Verbreitung des Buchdrucks ein und entfaltet sich in ganzer Breite mit der humanistischen Bildungsoffensive im 18. und 19. Jahrhundert. Das Lesen wird nun mit einem Denken des Neuen, mit den Idealen der Freiheit und der Mündigkeit des Menschen in Verbindung gebracht. Bis heute entspricht das Lesen, das in der Schule vermittelt wird, dem in dieser Phase geprägten Verständnis von einer hermeneutischen Arbeit an einem in der → Tiefe des Textes ruhenden Sinnvermögen (*deep reading*). Es ist ein konzentriertes, ein um Verstehen bemühtes Lesen – ob im Klassenraum, mit lauter Stimme in der Familie und unter Freunden oder still für sich in der Intimität des eigenen Zimmers. Das lesende Subjekt als Selbstdenker ist eines, das in der Moderne durch die Begegnung mit dem literarischen Text die eigene Innenwelt entdeckt und ausgebildet hat. Nur durch diese Arbeit am eigenen Ich, die im Entwicklungsroman ihr Spiegelbild findet, ist das Ich in der Lage, sich in der Wirklichkeit des literarischen Textes zu erkennen und sie für sich zu erschließen. 4. Die beiden folgenden Phasen in diesem Tableau werden jeweils durch mediale Umbrüche eingeleitet, die die bürgerliche Kultur des Lesens zunehmend in die Defensive geraten lassen. Die Verbreitung der Massenmedien (Radio, Film, Fernsehen) im 20. Jahrhundert führt dazu, dass das Lesen zwar noch nicht abgelöst wird, dass es aber zunehmend mit alternativen Formen medialer Vermittlung in Konkurrenz steht. Allerdings sind die bildungsorientierten

→ Rhapsode

Im antiken Griechenland waren die Rhapsoden fahrende Sänger, die als Geschichtenerzähler bei Festen beispielsweise die langen Epen Homers auswendig vortrugen.



Beim → tiefen Lesen nimmt der Leser sich Zeit, um die Mehrdeutigkeiten und unbestimmbaren Passagen eines literarischen Textes auf ihren Sinn hin zu analysieren. Der ist nämlich oft erst zwischen den Zeilen zu finden.

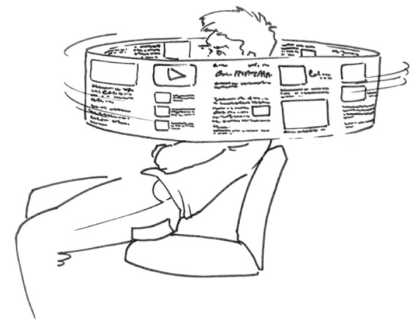
Schichten auch nach 1960 noch stark am Buch orientiert; so kommt es, dass das tiefe Lesen, jene zentrale Errungenschaft der aufklärerischen Emanzipation, bis in die 1990er Jahre hinein unangefochten praktiziert wird. 5. Erst die digitale Revolution macht den Leser zum User. Mit der Einführung von digitalen Endgeräten, mit der Konnektivität ihrer Nutzer und dem unendlichen Content des Internets verändert sie das Verhältnis von Leser und Text radikal. Reckwitz beschreibt hier eine mediale Konvergenz, bei der zuvor getrennte Medienangebote (Schrift, Bild, Ton) in den digitalen Hypermedien zusammenfinden, sodass das Textlesen nur noch eine Aktivität unter vielen darstellt bzw. zum Teil eines sogenannten kompositorischen Lesens wird (wir folgen RECKWITZ 2020; siehe auch RAUTENBERG/SCHNEIDER 2015, S. 372 f., S. 703–812).

Vom *deep reading* zum *hyper reading*

Reckwitz' Befund ist hierbei ein zweifacher: Durch die Einbettung digitaler Endgeräte in den Alltag findet – gerade auch durch die Interaktion über Kommunikationsportale – eine Ausweitung des Lesens statt. Zugleich aber geht dieses Lesen kaum mehr in die Tiefe. Nicht erst, wo Bild-Ton-Anreize mit ihrem hohen → immersiven Potenzial zu den voraussetzungsreichen Texten von literarischer Komplexität in Konkurrenz treten, hat das *deep reading* das Nachsehen. Wer am Bildschirm liest, weiß, wie die usergerechte Aufbereitung Inhalte itemisiert und didaktisch reduziert, er weiß, dass eine jede Internet-Recherche über das Hypertext-Lesen tendenziell in die Breite (statt in die Tiefe) führt und beständig von Entscheidungen begleitet wird, wo im nächsten Moment weitergelesen werden soll. Die lange Zeit gefeierte Freiheit des Internets, das ohne autorisierende oder selektierende Institutionen auszukommen vorgibt, macht sich heute vor allem in der Fülle der Inhalte und im Fehlen von Orientierung bemerkbar. *Digital natives* können ihre Lese- und Medienkompetenz eben nicht mehr – wie die Generation der Älteren – aus einer buchorientierten Lernkultur hinüberretten. Umso problematischer ist das, als mit der Dominanz des → *hyper reading* das Wissen um bewährte Selektionsinstrumente schwindet. Der Songwriter Bo Burnham fasst in seinem vielsagenden Lied *Welcome to the Internet* das große Freiheitsversprechen von einem Netz zusammen, das sich als Raum der unendlichen Möglichkeiten versteht: „Alles, was Deinem Hirn einfällt, kannst Du hier finden“, heißt es da gleich zu Beginn. Und es ist bezeichnend, wie Burnham zwischen den Kampf um Bürgerrechte und die Absetzung eines rassistischen Tweets auf Twitter, zwischen ein Nudelrezept und die Nachricht vom Tod eines Neunjährigen nur noch die Konjunktion „oder“ setzt. Die Gleichordnung beraubt die Dinge ihres jeweiligen inhaltlichen Gewichts; sie entlastet vom Ernsthaften und hält noch den tragischen Vorfall halbironisch in der Schweben. Ohnehin beruht die Wahrung der zirkulierenden Fakten nicht auf ihrem Tatsachencharakter, sondern auf ihrem Unterhaltungspotenzial: „Apathie ist eine Tragödie / Und

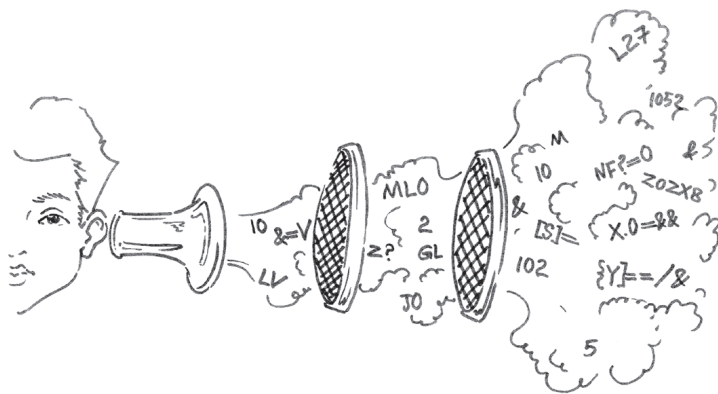
→ Immersion

Mit Immersion bezeichnet man die Fähigkeit vor allem digitaler Medien, den User vollständig in die virtuelle Realität eintauchen zu lassen. Computerspiele verfügen über eine gesteigerte Immersionsleistung, weil sie dem Spieler ermöglichen, über seinen Charakter selbst in die simulierten Welten einzugreifen.



Beim → **hyper reading** werden Texte überflogen und auf die zentralen Informationen hin abgesehen. Mit Klicks auf hinterlegte Hyperlinks gelangt man beständig zu neuen Texten, in denen man weiterliest. Auf diese Weise reiht der Lektürevorgang unvollständige bis unzusammenhängende Inhalte aneinander.

Langeweile ist ein Verbrechen: / Alles und jedes, / Jederzeit.“ (BURNHAM 2021) Das klingt irgendwie nach Demokratie und niedrigschwelliger Ubiquität, meint aber letztlich Desinformation im Rauschen der Informationsfülle. Gegenüber solch schmeichlerischen Freiheitsversprechen hat die qualitätssichernde Auswahlarbeit von Verlagen, von akademischen Suchmaschinen und namhaften Portalen zunächst einmal ein Imageproblem. Sie steht im Ruch von Zensur und Bevormundung. Dass hier eine Neubewertung dringend nötig ist, beweist die Konjunktur des Unterrichtsfaches „Medienerziehung“, das der grassierenden Unkenntnis über Qualitätsstandards und nicht zuletzt der Schamlosigkeit bzw. der Naivität im Resampling von geistigem Fremdeigentum Einhalt gebieten soll.



Daten allein ergeben noch keine Aussage. Man muss sie nach Kriterien filtern bzw. präzise Fragen an sie richten, um überhaupt sinnvolle Antworten zu erhalten.

Die Verheißungen der Daten

Auf den Zusammenhang von Hyper-Aufmerksamkeit – im Sinne einer Dauerwachsamkeit für Inhalte, die eine tiefe Auseinandersetzung mit ihnen durch den Sprung, das Zappen, den Klick zum nächsten vertauscht – mit dem Aufmerksamkeits-Defizit-Syndrom (ADHS) ist früh hingewiesen worden (STIEGLER 2008, S. 118–123). Die Fülle und die Allverfügbarkeit der zugänglichen Inhalte selbst auf angesehenen Medienplattformen überfordern allerdings auch den kompetenten Leser. Ein oft unterschätztes Problem: Die Daten allein sprechen noch nicht. Es bedarf einer komplexen Aus- und Aufrüstung in Hard- und Software, um sie souverän selektieren, ordnen und verwalten zu können. Vor allem bedarf es qualifizierter Suchkriterien und Fragestellungen, die an die ins Unermessliche anwachsenden → Korpora herangetragen werden, um sie zum Sprechen zu bringen. Das sogenannte *distant reading*, mit dem Forscher ganze Datenbanken von Texten und Dokumenten auswerten, um etwa mentalitätsgeschichtliche Breitenphänomene nachzuweisen, ist auf ein komplexes technisches Know-how, also auf das Bauen von Anwendungen, Diensten und Tools und entsprechende Programmierer angewiesen, um der Fülle der Daten überhaupt aussagekräftige Ergebnisse abzutrotzen und – durch einen Wechsel der Skalierung proportional zu den vervielfachten Textmengen – Thesen im großen Maßstab formulieren zu können (ZIMMERMANN 2021, S. 19 ff.). Dem literarischen Charakter der einzelnen Quelle wird

→ Korpus

Unter einem Korpus versteht man eine bestimmte Menge von Texten, die gemäß einer bestimmten Forschungsfrage untersucht werden. Bei einer Volltextsuche wendet man ein und dieselbe Frage auf sämtliche in einer Datenbank hinterlegten Texte an. Wegen einer möglichen Unschärfe der Ergebnisse bietet es sich jedoch an, zuvor die Textmenge einzuschränken, indem man ein konkretes Korpus festlegt.

man dabei nur noch selten gerecht. *Distant reading* versteht sich als eine Lesemethode, bei der nicht mehr gelesen wird, zumindest nicht mehr von Menschen. Die Neulegitimierung der Geisteswissenschaften aus dem Geist des Digitalen ist nicht an intensivere, sondern an extensivere Leseverfahren gekoppelt, die maschinengetrieben sind. Und nicht nur die Technifizierung der Literaturwissenschaft begeistert; der Germanist Peer Trilcke verbindet mit der geisteswissenschaftlichen Big-Data-Analyse in erster Linie Entlastung, etwa von der Fokussierung auf einen engen → Kanon oder vom Bedürfnis nach Sinn, durch das ja das tiefe Lesen geprägt ist. In ihm erkennt er nicht mehr als ein hermeneutisches Vorurteil (ebd., S. 22).

Das optimierte Leserauge

Die Faszination für das maschinelle Lesen wirkt wiederum auf die Leseverfahren des Einzelnen zurück: An der Schnittstelle von Kognitionspsychologie und Leseforschung werden verstärkt seit den neunziger Jahren sogenannte Blickbewegungsmessungen (*eye tracking*) genutzt, um Lehrinhalte zu optimieren und das Leseverhalten zu steuern. Dabei wird mithilfe von Sensoren am Auge das zeitliche und räumliche Verhältnis von Sprüngen (Sakkaden) und Haltepunkten (Fixationen) des jeweiligen Probanden bei der lesenden „Verarbeitung“ einer Textseite erfasst. Durch genaue Eingrenzung der *areas of interest* wird ermittelt, welche Inhalte primär angesteuert werden, wo Verweildauern entstehen, nach welcher Hierarchie Inhalte ausgelesen bzw. wo sie vollständig übergangen werden. Es liegt auf der Hand, dass die Befunde der Blickbewegungsmessung für eine Textoptimierung nach ökonomischen Kriterien nutzbar sind: Sie entscheiden über die Platzierung von Werbe-Content auf einer Zeitungsseite, sie verbannen kritische Inhalte ins Kleingedruckte eines Kundenmailings und lockern ein Lehrbuch mit Illustrationen, farbigen Textkästen und gehighlighteten Merkwörtern auf; sie optimieren das Seitenlayout gemäß der Lesersteuerung und konfigurieren, zumindest in der Zukunftsvision einer vielbeachteten Studie der Nullerjahre, das Lernangebot für Schüler auf e-Learning-Plattformen bzw. lernförderliche Lernumgebungen ausdrücklich auf deren jeweiliges textliches Erschließungsverhalten hin (RAKOCZI 2012, PIVEC et al. 2006).

Gerade für die Verbesserung des Leseverstehens versprechen sich Bildungsforscher viel von der Blickbewegungsmessung, weshalb Anleitungen zu einem sogenannten Lesetraining heute in keinem Deutschbuch mehr fehlen dürfen. Strategien wie das orientierende Lesen (*skimming*), bei dem die Abschöpfung der sogenannten Schlüsselbegriffe sowie das zügige Erfassen der argumentativen Struktur eines Textes im Mittelpunkt stehen, oder das aspektorientierte Lesen (*scanning*), bei der der Text nach Kriterien durchforstet bzw. „ausgelesen“ wird, stehen dabei im Mittelpunkt. Das Ziel ist ein quantitatives, wenn nicht ökonomisches. Es gilt, in kürzerer Zeit mehr Informationen zu erfassen und zu verarbeiten. Ganz im

→ Kanon

Ein Kanon ist eine Auswahl von (meist literarischen) Werken, die in einer Gesellschaft hohes Ansehen genießen und daher eine kulturelle Norm darstellen; oft leitet eine bestimmte Klasse, etwa das Bürgertum, ihr Selbstverständnis von der Kenntnis kanonischer Werke ab. Aufgrund ihrer Wirkung als Multiplikatoren haben Schulen – durch die im Unterricht behandelten Lektüren – eine kanonbildende Funktion.

Unterschied zum in zeitökonomischer Hinsicht interesselosen, aber neugierigen Lesen des bildungsbürgerlichen Zeitalters wird in der → behavioristischen Analyse und Optimierung des menschlichen Leseverhaltens letztlich nach der Effizienz der informationsverarbeitenden Maschine geschickt, was bereits das verwendete Fachvokabular (*to skim, to scan*) verrät. So nützlich Lesestrategien daher für die Vermittlung einer ersten Orientierung im Text gerade bei ungeschulten Lesern sein mögen: Sobald mit der Leseoptimierung auch die Reduktion der auszulesenden Inhalte einhergeht (etwa über eindeutige Lösungsschlüssel, denen Multiple-choice-Tests als Aufgabenformate entsprechen), hat der Lesevorgang, um auf das Eingangsbild zurückzukommen, ein fixiertes Verhältnis zum Text und nicht mehr das dynamische des kritischen Lesers mit seinen variablen Distanzen zum Zweck. Die kognitionspsychologische Definition von Lesekompetenz rückt, so lässt sich resümieren, die zu ihrem Erwerb erforderlichen Strategien in eine strukturelle Nähe zur technischen Textverarbeitung (vgl. Ursula Christmann in RAUTENBERG/SCHNEIDER 2015, S. 34–40). In einem auf Informationen reduzierten Literaturunterricht aber wäre ein Lehrer als derjenige, der zur selbständigen Interpretation (und nicht nur zum Auffinden von Information) anleitet, kaum mehr gefragt. Das Einbedenken der historischen Entstehungshintergründe eines Textes als Grundbedingung eines verheutigenden Verständnisses, die Differenzierung von Autor-, Text- und Leserintention sowie die Sinnermittlung als offener Prozess – zentrale Erschließungsmethoden einer literarischen Hermeneutik – stünden einer rein auf Content-Verarbeitung und Outputorientierung abzielenden Rationalität allein schon dadurch im Weg, dass sie zeitintensiv sind.

Leser und Buch im Internet der Dinge

Doch ohnehin verändert sich die Idee des Lesens durch die Computerisierung des Buches. Lesegeräte unterlegen, unbewusst für den User, den zu lesenden Text mit einem hochkomplexen zweiten Text: mit einem beständig anwachsenden Datensatz, in dem seine Lesevorlieben festgehalten, seine Verweildauern, die einmal oder mehrfach gelesenen oder gar übergangenen Passagen, schließlich sein Hineinschmökern in noch nicht erworbene E-Books festgehalten sind. Der transparente Leser ist das Produkt des E-Readers oder der genutzten Medienplattformen, sein in Daten transformiertes Leseverhalten die unsichtbare Beute der Tech- und Medienkonzerne, Verlage oder Großbibliotheken. → Posthumane Denker sprechen euphemisierend von einer Mensch-Maschinen-Partnerschaft und verschleiern die mit ihr verbundenen kapitalistischen Interessen:

Sobald das Gerät nicht nur eine Erkenntnishilfe (cognitive support) ist, wie das gedruckte Buch, sondern auch ein eigenständiges Subjekt der Erkenntnis (cognizer), wird es in der Tat zu einem echten Partner (collaborator) des menschlichen Lesers, [ein Partner,] der

→ Behaviorismus

Der Behaviorismus ist eine wissenschaftliche Untersuchungsmethode, die Menschen und Tiere in ihrem äußeren Verhalten beobachtet und zu verändern sucht – hier in ihrem Blickverhalten.

→ Posthumanismus

Ausgehend von einer Welt, in der das aufklärerische Vernunftsubjekt für den eigenen Wohlstand die Zerstörung der Umwelt in Kauf genommen und sich zum Komplizen von Terror und Ausbeutung gemacht hat, arbeitet der Posthumanismus an der Entmachtung dieses Subjekts. Er geht von einem Demokratiebegriff aus, bei dem der Mensch nicht mehr im Mittelpunkt steht, sondern bei dem ihm Tiere und Dinge als gleichberechtigte Partner zur Seite gestellt sind.

in der Lage ist, die Wünsche des Lesers zu erkennen und darauf zu reagieren und Befehle von ziemlich ausgeklügelter Natur auszuführen. (HAYLES 2021, S. 80)

Elektronische Bücher stellen sich damit als Aufzeichnungsmedien heraus, die ihrem Leser als Anreiz einen Text zu lesen geben und darüber seine Lektürepräferenzen erfassen, um ihm dann wiederum weitere Medieninhalte als personalisierte Auswahl zuzuspielen oder kostenpflichtig anbieten zu können. Mit der Bündelung solcher Leserinteressen aber werden Publikationstrends gesetzt: Neue Buchformate sind etwa dadurch entstanden, dass Verlagshäuser stark frequentierte Passagen von Büchern als sogenannte *nook snaps* oder

Die Entwicklung der elektronischen Lesegeräte

Die Computerisierung des Buches, d. h. seine Umstellung auf Steuerung durch Computer, ist im Wesentlichen das Resultat einer Automatisierung des Schriftsatzes. Die Entwicklung lässt sich in fünf Schritten beschreiben: **1. Automatisierung des zuvor manuellen Schriftsatzes** — Mit der *Linotype* stellt der Deutschamerikaner Otto Mergenthaler 1886 eine Maschine vor, die – nach vorheriger Eingabe des zu erstellenden Textes – die Buchstaben des Bleisatzes vollautomatisch zu festen Druckzeilen gruppiert und die Abstände zwischen den Worten eigenständig justiert. **2. Ersetzung von Bleisatz durch Lichtsatz** — Die ab den 1950er Jahren zum Einsatz kommenden Lichtsatzmaschinen verwenden keine metallenen Lettern mehr, sondern übertragen die einzelnen Buchstaben durch Blitzlicht, das gezielt durch eine Schablone mit den entsprechenden Zeichen fällt, auf einen druckfähigen Fotofilm. **3. Zunehmende Computerisierung des Lichtdrucks** — Die Weiterentwicklung der Fotosatz-Maschinen ermöglicht es ab den 1970er Jahren, die Buchstaben darstellenden Lichtimpulse nicht mehr mit Schablonen zu erzeugen, sondern auf elektronischem Wege, und sie über Faserkabel zu übertragen. **4. Vollständig rechnerbasierter Drucksatz durch Desktop-Publishing** — Ab 1985 vertreiben Computerkonzerne Softwares, die den Schriftsatz ausschließlich am PC ermöglichen und die digitale Druckvorlagen an den angeschlossenen Drucker weitergeben – Auch die für *d'Buch* verwendete Layout-Software *InDesign* ist dem Desktop-Publishing zuzurechnen. **5. Mit Mikroelektronik zum elektronischen Lesegerät in Buchgröße** — Die Zusammenführung von elektronischem Papier, Layoutsoftware (bei Geräten mit einem sogenannten responsiven Webdesign, d. h. bei dem sich die Textgröße variieren lässt), Mikroelektronik und Online-Shops mit Buchdigitalisaten führt in den Nullerjahren zur Markteinführung des E-Readers. Gehört der Text eines gedruckten Buches zumindest in seiner Materialität seinem Käufer, so ist beim elektronischen Lesegerät der Text (E-Book) von seinem materialen Träger vollkommen entkoppelt und oft nur noch zeitweilig erworben, also quasi gemietet (nach HAYLES 2021, S. 41–85; siehe auch Kuhn/Hagenhoff in RAUTENBERG/SCHNEIDER 2015, S. 365–371).

singles ausgekoppelt und separat veröffentlicht haben. Das Beste eines Buches ist dann in rund 5.000 Wörtern nachzulesen. Die Schwarmintelligenz des → *social reading* macht die eigenen Präferenzen zudem dadurch geltend, dass Autoren, die als *self publisher* im Internet tätig sind, auf Lesewünsche des Publikums reagieren (PLEIMLING 2012).

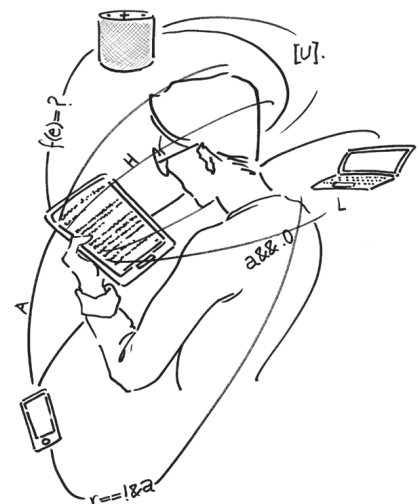
Wer darin bloß den Vitalitätsnachweis einer lesenden *community* feiert, verschleiert jedoch die Gefahr der Blasenbildung: Wenn Bo Burnham gleich zu Beginn seines Songs über das Netz raunt, „Alles, was Deinem Gehirn einfällt, kannst Du hier finden“, dann ist damit zugleich gesagt, dass man hier nicht finden kann, was einem *nicht* einfällt. Die Algorithmen der Suchmaschinen und Leseplattformen konfrontieren uns nicht zwangsläufig mit intellektuell Herausforderndem: mit Ungewohntem, Verstörendem, Widerstand Bietendem, d. h. mit dem, an das wir noch nicht gedacht haben oder an dem wir womöglich wachsen könnten, weil es uns irritiert. Sie liefern uns – gemäß der libidinös getriebenen Orientierung in einem Internet, das dem User möglichst treffsicher das anbietet, wonach es ihn ohnehin verlangt – exakt jene textlichen Inhalte, die unserer Spur entsprechen, die wir zuvor im Internet der Dinge hinterlassen haben. Oder, in der höherstufigen, vom User kontrollierten Version, jene Treffertitel, die den von uns zuvor eingegebenen *key words* exakt entsprechen.

Wenn es denn bei Texten bleibt. Denn die technische Durchdringung der Lebenswelt, von der nicht nur das Lesen an digitalen Endgeräten zeugt, zielt nach maximaler Konnektivität. Seine digitale Neuerfindung scheint das Buch zwar zu beleben: Mit Sensoren ausgestattet, kommuniziert es nicht allein mit dem Leser, sondern findet sich mit diesem in eine komplexe Datenwolke eingebettet, in der viele weitere Lesegeräte und ihre Nutzer, in der die Medienangebote in ihren Online-Shops und eine Unzahl anderer Datenlieferanten miteinander in Echtzeit verknüpft sind und beständig Daten generiert werden. Virtuelle Assistenzen und Umgebungstechnologien wie Siri oder Alexa sowie die Sprachnavigation im Auto aber verdeutlichen bereits, dass das Internet der Dinge zur direkten Kommunikation tendiert. Lese- und Interpretationsfähigkeit werden hier immer seltener gebraucht; die Navigation operiert „userfreundlich“ und „intuitiv“, wobei die Schriftsprache durch mündliche oder (wie in militärischen Pilotprojekten) telepathische Information ersetzt wird und da, wo sie noch zur Anwendung kommt, als ein medialer Umweg in Kauf genommen wird (SCHÖNTHALER 2022, S. 329–335, S. 373–381). Wer will sich noch mit dem Entziffern und dem Verstehen von Schrift abmühen, wenn ihm dieselben Inhalte doch deutlich barrierefreier, unterhaltsamer und gleich mehrkanalig, d. h. als illusionistische Ton-Bild-Einheit in Echtzeit präsentiert werden, wenn Gratifikationen wie Immersion und Involvement zu haben sind, ohne die Schrifthürde überwinden zu müssen?

Problematisch ist, dass die totale Vereinnahmung durch virtuell aufbereitete Inhalte dem Betrachter kaum Möglichkeit lässt, drei

→ Social reading

Die Möglichkeit, digitale Texte und all ihre Leser in einem gemeinsamen Netzwerk zusammenzuführen, erlaubt es, literarische Werke gemeinsam zu lesen, zu kommentieren und sich über das Gelesene auszutauschen. Das Lesen wird dann zu einem sozialen Prozess, ganz im Unterschied zur stillen Lesepraxis im Umgang mit dem gedruckten Buch.



Beim elektronischen Lesen sind Leser und Buch in eine unsichtbare Datenwolke eingebettet, in der ständig neue Daten entstehen.

Schritte zurückzutreten, um das, was er sieht, zu relativieren (SINGER 2020, S. 160). Er wird vielmehr zum Objekt von sogenannten *persuasive technologies*, mit denen Computertechnik manipulierend auf die menschliche Psyche einwirkt. Kommerzielle Content-Angebote und Maschine-Mensch-Kommunikation sind dem Ideal der verlustfreien bzw. der eindeutigen Informationsweitergabe verpflichtet. Ein kritisches Überdenken von Inhalten, Situationen oder Bedingungen, wie es historisch gerade durch die Einführung der Schrift möglich wurde, wird aus der Perspektive der Informationsvermittlung sogar als Störung aufgefasst, da es verkompliziert, anstatt zu vereinfachen. Die erbarmungslose Vereindeutigungsleistung digitaler Medien macht deshalb eine Interpretation tendenziell überflüssig. Der maximal konnektive Mensch ist, so könnte man es verkürzt behaupten, um das emanzipierende Moment der Lektüre gebracht, da er sich nicht mehr zum Inhalt verhält, sondern dessen Information verlustfrei und unkritisch übernimmt. Schönthaler schreibt:

Die praktische Implementierung der Technologien hat ihre Entsprechung in einem Antihumanismus und -subjektivismus, die Werte wie die der Selbstbestimmung, Souveränität oder Urteilskraft bewusst umschiffen wollen. (SCHÖNTHALER 2022, S. 371)

Nur jemand, der ein Buch selbst gelesen hat, weiß um den Mehrwert seiner autonomen Erschließung – spätestens dann nämlich, wenn dessen Verfilmung ihn enttäuscht. Lesewelten beziehen ihren Wert gerade daraus, dass sie nicht ausgepinselt sind. Virtuelle Welten hingegen produzieren durch ihre Realitätsnähe im Extremfall einen passiven User, der dumpf auf Medienreize reagiert, während er, ohne dass es ihm bewusst wäre, längst von Algorithmen gesteuert wird.

Das Ende des lesenden Vernunftsubjekts?

Wenn der Germanist Peter-André Alt schreibt, Lektüre diene „nicht allein der Entrückung, sondern zugleich der Herausbildung des Ich – einer Identität, die keine Grenzen kennt“ (ALT 2011), dann hat er den Leser als ein liberal-kritisches, als ein autonomes Vernunftsubjekt vor Augen, das sich in der Auseinandersetzung mit der Literatur selbst modelliert. Dieses humanistische Modell, das den Bildungsnationen zum Standard wurde, ist, wie bereits gesagt, vergleichsweise jung: Es wurde in der Aufklärungszeit um 1800 geprägt. Und wenn es – trotz aller Reduktionen und Marginalisierungen (vgl. dazu BOLLERBECK 1994, S. 160–225, S. 305–312) – bis heute die Literaturvermittlung in den Klassenräumen prägt, so ist doch zu fragen, welche Auswirkungen die digitale Infiltration der Lebenswelt und ein durch Digitalisierung verändertes Leseverhalten auf das Subjekt haben werden. „Wir wissen noch gar nicht, wie Persönlichkeitsentwicklung in Zeiten der Digitalisierung und in Auseinandersetzung mit riesigen Datenmengen funktioniert“, konstatiert Heiko Christians.

„Vielleicht werden wir diesen Begriff der Persönlichkeit auch verabschieden. Ich bin sehr gespannt, ob ein neuer Begriff an seine Stelle tritt ...“ (ZIMMERMANN 2021, S. 25) So viel Offenheit ist bemerkenswert angesichts der Tatsache, dass nicht nur die Idee eines autonomen Lesersubjekts als kritischer Interpret geschriebener Texte zur Debatte steht, sondern auch jene des Lehrers oder Universitätsdozenten als Vorbild und Mentor auf einem Weg der Selbstbildung.

Denn aus der Computerisierung des Buches (d. h. aus seiner Ausstattung mit kognitiven Elementen, über Tastflächen, Sensoren, Speicher und Datenschnittstellen) sowie aus der Dematerialisierung eines literarischen Textes und seiner Umwandlung in Binär-code bzw. in eine komplexe, aber unsichtbare Codearchitektur erwächst so manche Forderung, das Verhältnis von Leser und Lese-gerät müsse neu tariert werden.

Nur angedeutet werden kann an dieser Stelle, dass die Vordenker einer posthumanen Subjektivität die Dominanz der menschlichen Vernunft (mit anderen Worten des autonomen Lesers) in einem nivellierenden Begriff der Kognition auflösen, durch den Mensch, Tier und Ding (das Buch als Maschine) auf ein kognitives Reservoir reduziert, mit einer Unzahl von → RFID-Sensoren in einem kollektiven Prozess der Datenproduktion und -kommunikation auf Augenhöhe gebracht und in einer gemeinsamen Umwelt gleichgeschaltet sind (SCHÖNTHALER 2022, S. 229 ff.; HAYLES 2009, S. 48 f.). Mit dem Lesen als Instrument einer Selbstbildung, jener seit dem 18. Jahrhundert mit dem bürgerlichen Subjekt assoziierten Praxis, hat diese Kommunikation herzlich wenig zu tun. An die Stelle einer Rationalität des Diskurses tritt die Rationalität der Daten in ihrem auf Millisekunden verkürzten Abgleich. Eine individuelle Kritik wird dabei insofern überflüssig, als die gesamte Umgebung (man spricht hier von einer Ökologie) bereits als eine vernünftige Ganzheit aufgefasst wird, die Steuerungsprozesse zum Wohle des Systemganzen regelt und eines Steuerungszentrums nicht mehr bedarf. Emanzipation findet hier nicht individuell statt. Man muss kein Feind der Technik sein, um anzuerkennen, dass die Wertorientierungen des → Informationszeitalters keineswegs mehr anthropozentrisch sind.

Wann und in welcher Radikalität vergleichbare Perspektiven unsere realen Lebensbedingungen betreffen werden, ist ungewiss. Feststeht, dass wir – mal mehr, mal weniger bewusst – bereits an einer durch das Digitale bedingten Revolution unseres medialen Handelns teilhaben. Vom Übergang profitieren insbesondere jene Konzerne, die hierbei innovierende, gestaltende und moderierende Funktionen übernehmen und die nicht selten Gesetzes- und Sicherheitslücken auszunutzen wissen, die erst viel zu spät angepasst werden. Und vordergründig mag auch der User Vorteile ziehen, etwa aus der leichteren Zugänglichkeit von Medieninhalten im Vergleich zum analogen Buch. In der Breite aber lässt sich der Paradigmenwechsel gerade an den Verlierern ablesen, die er hervorbringt. Die Absorption durch die digitalen Medien produziert unter Schülern ein Heer von Nicht-Lesern, die die mit dem tiefen Lesen verbundenen

→ RFID

Kaum größer als ein Reiskorn, sind RFID-Chips (*Radio Frequency Identification Device*) – kleine, billige Sensoren – heute in Warenetiketten, Kleidung (etwa Schuluniformen), in Kreditkarten und Ausweisen, in virtuellen Assistenten (wie etwa Siri oder Alexa), in Smartphones und im öffentlichen Raum, aber auch als Implantat in Nutztieren oder am Patientenarmband unsichtbar allgegenwärtig. Sie können ganz unterschiedliche Daten speichern und weitergeben, etwa Herstellungsdatum, Lieferweg und Zielort bei Produkten, den Namen und die Adresse von Karteninhabern, den Aufenthaltsort einer Person (etwa eines Schülers, der nicht zum Unterricht erschienen ist). RFID-Sensoren erheben beständig Daten und geben sie in der Regel ohne Wissen des Trägers oder Besitzers an Empfänger weiter. Auf diese Weise vernetzen sie Mensch, Tier und technisches Gerät. Sie dienen der Optimierung von Abläufen wie der Überwachung und Kontrolle.

→ Informationszeitalter

Als Informationszeitalter bezeichnet man die Großepoche, die nach Agrar- und Industriezeitalter durch die digitale Revolution eingeleitet wurde. Durch die Verbreitung elektronischer Informations- und Kommunikationstechniken bildet der globale Datenaustausch hier ein zentrales Instrument der Wertschöpfung: „Daten sind das neue Öl.“

kognitiven Fähigkeiten nicht mehr ausbilden; die intrinsische Lesemotivation von Heranwachsenden ist seit Jahren rückläufig (vgl. dazu EBBINGHAUS 2021; Marina Mahling in RAUTENBERG/SCHNEIDER 2015, S. 557). Es hilft diesbezüglich auch nicht weiter, darauf hinzuweisen, junge Menschen von heute läsen nach wie vor viel, nur eben Anderes. Das Lesen eines Buches und das Lesen von Smartphone-Nachrichten sind hinsichtlich ihrer emanzipatorischen Wirkung nicht zu vergleichen. Die Empörungswellen, die an Universitäten des angelsächsischen Sprachraums ihren Ausgang nahmen und die sich nun auch bei uns in der Forderung nach sogenannten → Triggerwarnungen bemerkbar machen (BERENSMeyer 2021), sind nicht zuletzt auf die Unvertrautheit einer „Generation, die nicht liest, von der ich immer wieder merke, dass sie sprachlos ist, unfähig mit Worten umzugehen“ (HEIDENREICH 2021), mit dem Irritationspotenzial von Literatur und mit den allegorischen, ironischen oder mindestens ambigen Dimensionen schriftlicher Repräsentationen zurückzuführen.

Als Verlierer beim Lesen am digitalen Endgerät wird in Zukunft, so die Meinung der Technikaffinen, auch derjenige User zu gelten haben, der nicht in der Lage ist, die vielen Schichten von Code zu entziffern, mit denen die am Bildschirm sichtbare Schrift hinterlegt ist. Denn die Art der digitalen Einbettung eines Textes bestimmt über seine Wirkung; sie manipuliere und stimulare uns auf die eine oder die andere Weise, „indem sie unsere Wahrnehmungen durch sprachliche Kategorien filtert, die immer schon bestimmen, was wir wahrnehmen und erleben können“. Eine neue interpretierende Tiefenarbeit müsse daher nicht mehr nach einem verborgenen Sinn des Textes, sondern nach den programmierten Funktionen zielen, die den Lektürevorgang möglicherweise determinieren. Dass die Codes bisher nur von einer winzigen Minderheit gelesen werden können, dass, wie etwa beim PDF-Format von Adobe, der Zugang zum Quellcode unter Strafe steht, bedeute, dass Lesekompetenz im herkömmlichen Sinne regelmäßig mit einem Analphabetismus hinsichtlich des unsichtbaren Zweittextes einhergeht (HAYLES 2021, S. 137; vgl. auch ebd., S. 3 ff.). Das „Interesse des Mainstreams für codebasierte Literatur“ (SCHÖNTHALER, S. 326) veranlasst deshalb so manchen dazu, das Coding als die Schlüsselqualifikation künftiger Eliten anzusehen (ZIMMERMANN, S. 22, S. 25); entsprechend versteht sich das luxemburgische Bildungsministerium mit seiner Initiative, das Coding in die Grundschullehrpläne zu integrieren, als Vorreiter (MEN 2020).

In Bildungsprozessen das Zögern lehren

Vergleichbarer Hintergründigkeit ist das gedruckte Buch unverdächtig. Und gerade literarische Texte verweigern sich der informationellen Reduktion: Eine Romanlektüre ist durch den Lektüreschlüssel nicht zu ersetzen. Das Lesen von Literatur ist ja, wie der Hirnforscher Wolf Singer schreibt, gerade deshalb so beglückend

→ Triggerwarnungen

Triggerwarnungen zählen zu den Forderungen identitätspolitischer Bewegungen. Vor allem an amerikanischen Universitäten konnten diese teilweise durchsetzen, dass Lehrinhalte, die möglicherweise traumatisierend oder diskriminierend wirken könnten, als solche ausdrücklich gekennzeichnet werden müssen. Das Ziel ist es, Universität und Schule zu sogenannten *safe spaces* zu machen.

anstrengend, weil das Gehirn gefordert ist, sich beim Leseakt kreativ einzubringen. In der Schrift ist nichts vorgegeben: Keine Stimme weist auf den Tonfall oder auf die Emotionen hin, die in einem Text vorherrschen, ganz abgesehen von all den im Text evozierten Bildern, die der Leser imaginieren muss, um zu verstehen. Er rekonstruiert, indem er Eigenes investiert, indem er „das Gelesene mit Vorstellungen, Erinnerungen, Gedanken und Bildern“ kreativ ergänzt. Im Kino oder bei Filmbeiträgen im Internet wird diese Eigenleistung kaum gefordert, das Denken bleibt passiv – der Betrachter taucht ein, aber es sind fremdkonfektionierte Welten, die an seinem Auge vorüberziehen (SINGER 2020, S. 159). Für die Entwicklung des kindlichen Gehirns ist das tiefe Lesen deshalb von größter Wichtigkeit. Je differenzierter die gelesene Schriftsprache ist, je feinkörniger die erfassten Details sind, desto komplexere mentale Fähigkeiten werden ausgebildet, auch logische Strukturen zu verstehen und abstrakte Sachverhalte erfassen zu können. Demgegenüber verkümmern bei einer zu frühen Überflutung des Hirns mit digitalen Angeboten die entsprechenden kognitiven Funktionen (ebd., S. 157). Hier ist von digitaler Demenz gesprochen worden, mit der ein Komplex von Aufmerksamkeitsstörungen, Sprachentwicklungsstörungen und Leserechtschreibstörungen benannt ist, der durch frühkindlichen oder jugendlichen Medienkonsum verursacht wird. Die heute zunehmend verkürzte Aufmerksamkeitsspanne bei vielen Schülern, die sich in der argumentativen Inkohärenz längerer Texte bzw. in den inhaltlichen und grammatikalischen Brüchen innerhalb ihrer Sätze niederschlägt, steht in einem engen Zusammenhang mit der Nutzung digitaler Angebote (KUHN/HAGENHOFF in RAUTENBERG/SCHNEIDER 2015, S. 372 f., S. 377). Nicht ohne berechtigten Grund hat die chinesische Regierung im August 2021 beschlossen, Minderjährige nur noch maximal drei Stunden pro Woche an die Spielkonsolen zu lassen.

Möglich, dass es höchste Zeit ist, mit dem Appell zum tiefen Lesen und dem authentisch vorgelebten Bekenntnis zu einer Kultur des Buches auch die Mühen der Lektüre wieder als Routinen zu empfehlen, die junge Menschen beherzt auf sich nehmen sollten. Ganz abgesehen vom emphatischen Bildungsbegriff des bürgerlichen Zeitalters kommt der Zusammenhang zwischen der begrüßenswerten Anstrengung des Lesens und kognitiven Entwicklungsprozessen nicht nur im jugendlichen Alter zum Tragen, er spiegelt sich noch im Grundzuschnitt der universitären Lehre: Der Germanist Heiko Christians resümiert, das Interessante der Geisteswissenschaften (und auch eines Literaturunterrichts) bestehe ja gerade darin, dass sie

permanent ungenaue Erzählungen von exakten Gegenständen oder Abläufen generieren – und gerade durch diese Abweichungen tatsächlich erst Wissen schaffen. [...] Bildungsprozesse laufen über Unschärfen, Ungenauigkeiten und nicht über exakte Versorgung mit Massen von Informationen oder über Schnelligkeit.

Bestimmte Dinge lerne ich nur, wenn ich sie verlangsame. (ZIMMERMANN 2021)

Bildungsprozesse seien daher Verlangsamungsmaschinen. Insbesondere muss das für den Umgang mit Literatur gelten. Erziehung durch und für den Menschen bedeutet den zeitraubenden (und kostspieligen) Umgang mit dem Nichtverstandenen. Weniger anwendungsorientierte Lehrinhalte aber stehen beständig unter Rechtfertigungsdruck. Schon 1971 konstatiert der Philosoph Hans Blumenberg: „Der Schrei nach der Eliminierung ›unnützen‹ Lernstoffes ist immer der nach der ›Erleichterung‹ der funktionellen Umsetzungen.“ (BLUMENBERG 2001, S. 422) Wissen, was man tut, meint dagegen bereits einen Schritt in Richtung einer Verzögerung, eines bewussten Handelns, das sich zu einer moralischen Einsicht erweitern kann. Bildung hat genau mit dieser Verzögerung zu tun. Insofern entzieht sie sich der Frage nach der Relevanz. Sie erschwert die unmittelbare Verwertbarkeit des Menschen und macht ihn widerständig.

Tiefes Lesen als gegenkulturelle Praxis

Die Leistung des tiefen Lesens beruht deshalb keineswegs bloß auf der Möglichkeit, in andere Welten einzutauchen. Sondern sie besteht darin, die Fähigkeiten des Selbstdenkens, der Mündigkeit und der Kritikfähigkeit anzuregen. Das macht das Lesen und die Beschäftigung mit literarischen Texten in einer Welt, die sich rasant computerisiert, die mit der Beschleunigung der Lese- und Informationsprozesse geldwerte Vorteile verbindet und die Bildung auf ein Investment in zukünftige Erwerbschancen reduziert, zu einem Akt des Widerstands. Wer liest, beharrt auf seinem Recht zur eigenen Meinung. Es läuft nicht blindlings rund, solange erst einmal verstanden werden will, was getan werden soll. In einer Welt als einem kognitiven Gefüge, in dem Menschen, Tiere und Dinge umso verlustfreier kommunizieren, je schneller und unhinterfragter der informationelle Gehalt von Texten zirkuliert und je umfangreichere Datensätze ausgelesen werden können, verschwindet das tiefe Lesen zwar nicht, aber es „nimmt vielmehr den Charakter einer gegenkulturellen Praxis an, welch[e] sich von der dominanten Kultur des *hyper reading* abgrenzt.“ (RECKWITZ 2020, S. 43) Als Appell zur Trendumkehr findet das gedruckte Buch neue Freunde. Gerade die verstärkte Angewiesenheit auf digitale Kommunikation während der Pandemie hat bei vielen das Bedürfnis nach Entnetzung und analog vermittelten Inhalten geweckt. Erst in der Stille der Lektüre und in der Auseinandersetzung mit den ambigen Sinnangeboten der Literatur scheint das erschöpfte Selbst der Spätmoderne zu sich zu kommen (RECKWITZ 2019, S. 237 f.).

Diese Selbstmarginalisierung des Lesers, in der er das humanistische Selbstkonzept zu verteidigen bzw. zu erhalten sucht, hat historische Vorläufer: Wenn sich in der Frühen Neuzeit über dem viele

Jahrzehnte währenden Kampf von Reformierten gegen Katholiken so mancher Denker in die Kontemplation der hauseigenen Bibliothek, in die gelehrsame Stille seines Kabinetts, in den Bücherturm oder schlicht in die Natur zurückzog, fand er im Gespräch mit den Büchern Unabhängigkeit von den äußeren Widerfahrnissen, geistige Komplizen in einer als unmenschlich und kontingent erlebten Wirklichkeit und erbauende Seelennahrung in schlechten Zeiten (MÜNKLER 2015, S. 312–318). Vor allem aber fand er eines: das gute Leben und die Möglichkeit, den Gegenständen seines Interesses in geistiger Achtsamkeit und mit skeptischer Neugier zu begegnen. Etwa indem er eine sperrige Passage einmal, zweimal, dreimal, ein viertes und, wenn es denn sein musste, auch noch ein fünftes Mal las. Es ist nötig, dass auch Schule und Universität heute vergleichbare Rückzugsorte und Haltemomente bieten, dass sie nicht nur Beschleunigungs-, sondern auch Verlangsamungsmaschinen sind. Zu hoffen bleibt, dass das emanzipierende Verhältnis von Buch und Leser in einer Zeit, in der Posthumanisten und Tech-Konzerne das souveräne Lesersubjekt im Hypertext diffundieren sehen, von dieser Randlage aus Fürsprache und neue Anhänger findet.

Bibliographie

- ALT 2011: Peter-André Alt: „Das erlesene Ich“, *Der Tagesspiegel* vom 14. Juni 2011.
- BERENSMeyer 2022: Ingo Berensmeyer: „Wissenschaft braucht kein betreutes Lesen“, in: *FAZ* vom 8. Februar 2022.
- BLUMENBERG 2001: Hans Blumenberg: „Anthropologische Annäherung an die Rhetorik“, in: ders.: *Ästhetische und metaphorologische Schriften*, hrsg. von Anselm Haverkamp, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 406–431.
- BOLLENBECK 1994: Georg Bollenbeck: *Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters*, Frankfurt a. M.: Insel.
- BURNHAM 2021: Bo Burnham: „Welcome to the Internet“, in: ders.: *Inside*, Netflix.
- EBBINGHAUS 2021: Uwe Ebbinghaus: „Nehmt die Schüler endlich ernst! Ohne Bücher bleibt die Internet-Recherche stümperhaft: In Zeiten des Hybridunterrichts muss die Schullektüre vertieft werden“, in: *FAZ* vom 17. März 2021.
- HAYLES 2009: N. Katherine Hayles: „RFID. Human Agency and Meaning in Information-Intensive Environments“, in: *Theory, Culture & Society* 26 (2–3), S. 47–72.
- HAYLES 2021: N. Katherine Hayles: *Postprint. Books and Becoming Computational*, New York: Columbia University Press.
- HEIDENREICH 2021: Elke Heidenreich in der Talkshow *Lanz*, ZDF, 12. Oktober 2021.
- MEN 2020: Ministère de l'Éducation nationale, de l'Enfance et de la Jeunesse: „Einfach kodieren. Introduction du coding dans l'enseignement luxembourgeois“, Pressetext, abrufbar unter <https://>



Nachdem er zuvor ein hoher Gerichtsrat im Parlament von Bordeaux gewesen war, zog sich der 38-jährige Michel de Montaigne 1571 auf sein Landgut zurück, um hier, in seiner heute noch zu besichtigenden Turmbibliothek, über die Natur des Menschen nachzudenken und seine weltberühmten *Essais* zu schreiben (Credits: Wikimedia Commons).

- men.public.lu/content/dam/men/catalogue-publications/dossiers-de-presse/2020-2021/201012-coding-ecole.pdf (13. Februar 2022)
- MÜNKLER 2015: Herfried Münkler: „Gewalthandeln, Rückzug ins Private oder Kalkülationalität? Über den Umgang mit Kontingenz im Denken der Frühen Neuzeit“, in: Hartmut Böhme, Werner Röcke und Ulrike C. A. Stephan (Hrsg.): *Contingentia. Transformationen des Zufalls*, Berlin/München/Boston: De Gruyter, S. 305–326.
- PASCAL 2000: Blaise Pascal: *Œuvres complètes*, hrsg. von Michel Le Guern, Bd. II, Paris: Gallimard.
- PIVEC et al. 2006: Maja Pivec, Christian Trummer und Juergen Pripl: „Eye-Tracking Adaptable e-Learning and Content Authoring Support“, in: *Informatica* 30, S. 83–86.
- PLEIMLING 2012: Dominique Pleimling: „Social reading. Lesen im digitalen Zeitalter“, in: *APuZ* 41–42, S. 21–27.
- RAKOCZI 2012: Gergely Rakoczi: „Eye Tracking in Forschung und Lehre. Möglichkeiten und Grenzen eines vielversprechenden Erkenntnismittels“, in: Gottfried Csanyi, Franz Reichl, Andreas STEINER (Hrsg.): *Digitale Medien. Werkzeuge für exzellente Forschung und Lehre*, Münster: Waxmann, S. 87–98.
- RAUTENBERG/SCHNEIDER 2015: Ursula Rautenberg und Ute Schneider (Hrsg.): *Lesen. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Berlin/Boston: De Gruyter.
- RECKWITZ 2019: Andreas Reckwitz: *Das Ende der Illusionen. Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne*, Berlin: Suhrkamp.
- RECKWITZ 2020: Andreas Reckwitz: „Kleine Genealogie des Lesens als kulturelle Praxis“, in: Katharina Raabe und Frank Wegner (Hrsg.): *Warum lesen. Mindestens 24 Gründe*, Berlin: Suhrkamp, S. 31–45.
- SCHÖN 1987: Erich Schön: *Der Verlust der Sinnlichkeit oder Die Verwandlungen des Lesers. Mentalitätswandel um 1800*, Stuttgart: Klett-Cotta.
- SCHÖNTHALER 2022: Philipp Schönthaler: *Die Automatisierung des Schreibens & Gegenprogramme der Literatur*, Berlin: Matthes & Seitz.
- SINGER 2020: Wolf Singer: „Immaterielle Realitäten“, in: Katharina Raabe und Frank Wegner (Hrsg.): *Warum lesen. Mindestens 24 Gründe*, Berlin: Suhrkamp, S. 148–163.
- STIEGLER 2008: Bernard Stiegler: *Die Logik der Sorge. Verlust der Aufklärung durch Technik und Medien*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- ZIMMERMANN 2021: Matthias Zimmermann: „Der Kampf um neue Technologien und um altes Prestige. Ein Gespräch über Bücher, Technik und die Rolle der *digital humanities* im 21. Jahrhundert“, in: *Portal Wissen (Postdamer Universitätsmagazin)* 1, S. 17–25.